

Im Denken der Moderne und erst recht des 20. Jahrhunderts stehen das Individuum und die soziale Welt, in der es lebt, in einem spannungsreichen Verhältnis. Einerseits, so scheint es, zieht sich das Individuum in die Fülle seiner privaten Gedanken und Gefühle und seiner Leiblichkeit zurück, die andere nicht haben, nicht verstehen können und doch beeinflussen wollen. Andererseits können wir uns sehr wohl verständigen und die einzigartige Lage anderer Personen nachempfinden und machen uns sogar die fremden Standpunkte zu Eigen. Einerseits gelten unpersonliche Regeln, Rollen und Techniken scheinbar abgelöst von den Einzelnen und ihrem näheren Umfeld; sie waren schon lange vor ihnen da und treten ihnen wie äußere Zwänge entgegen. Andererseits ermöglichen uns diese anonymen Vorgaben einen freien und reibungslosen Umgang mit Menschen, die wir nie zuvor getroffen haben, ja sie prägen alle Individuen einer Gruppe ‚von innen‘, bis in ihr Handeln und ihre Körper hinein. Wortpaare wie Sinn und Sinnlichkeit oder Routine und Kreativität werden verwendet, um Gegensätze aufzuspannen, deren Pole aber häufig und unerwartet wieder ineinander fallen.

Die vorliegende Arbeit nimmt diese Spannungen auf, ohne sie auf eines ihrer Elemente zu reduzieren. Über die beiden Grundbegriffe ‚Sinn‘ und ‚Relevanz‘ werden die Spannungen in eine philosophische Konzeption ‚sozialer Zusammenhänge‘ überführt, um sie anschlussfähig für weitere Analysen insbesondere im Feld der Sozialtheorie, der Phänomenologie sowie der Sprach- und Kunstphilosophie zu machen. Ein sozialer Zusammenhang wird als ein dynamisches Gebilde beschrieben, dessen drei ‚Dimensionen‘ – Individuum, Interaktion und gemeinsame Welt – sich in unabschließbaren Prozessen wechselseitig hervorbringen, reproduzieren und verändern und daher in ihrer Spannung notwendig verbunden und zugleich getrennt bleiben. Die Argumentation ist problemorientiert, bezieht aber wesentliche Impulse aus einer konstruktiv kritischen Anknüpfung an die (zumal in der Philosophie) noch zu wenig beachtete und oft missverstandene Sozialtheorie von Alfred Schütz.

Im ersten Teilkapitel dieser Einleitung wird zunächst die Problemstellung der Arbeit aus alltagsnahen Intuitionen heraus entwickelt. Die drei Dimensionen werden unterschieden und in ihrem paradoxen Verhältnis zueinander dargestellt, das der Analyse bedarf. Danach wird der Stand jener Teile der Forschung ausgewertet, die sich auf das so gestellte Problem beziehen lassen. Die meisten Ansätze heben eine der drei Dimensionen stärker hervor als die anderen. Daraus werden sich weitere Desiderate sowie eine Sonderrolle der Theorie von Alfred Schütz ergeben.

1.1 Problemstellung: soziale Zusammenhänge und ihre drei Dimensionen

1.1.1 Individuen, Interaktion, gemeinsame Welt

Die folgende Intuition ist so vertraut, dass sie sich erst beim Nachdenken als merkwürdig erweist: Jeder Mensch lebt in drei Welten, und das meistens sogar gleichzeitig. Diese drei ‚Welten‘ (ich werde den Ausdruck noch hinterfragen) kann man für den Anfang so unterscheiden:

Erstens scheint jedes Individuum, jeder einzelne Mensch,¹ für sich eine eigene Welt zu bilden, einen Mikrokosmos mit einer Einwohnerzahl von: 1. Jedes Individuum nimmt sich und seine Umgebung sinnlich und intellektuell aus einem besonderen Blickwinkel wahr und geht mit sich und der Umgebung auf seine eigene Weise und mit eigenen Interessen um. Seinen einzigartigen Körper, der nie zugleich am selben Ort sein kann wie ein anderer, kann nur das Individuum selber spüren, bewegen und üben. ‚Meine Innenwelt‘ der Gefühle, Schmerzen, Wünsche und Pläne, Träume, Gedanken oder Meinungen kann ich wohl oder übel nur selber haben. Ich versuche sie vielleicht mitzuteilen, aber ich kann sie nicht im wörtlichen Sinn mit Anderen ‚teilen‘ – und sie ihre nicht mit mir. Bei existentiellen Vorgängen wie Geburt, Tod oder Krankheit kann sich keiner von anderen vertreten lassen. Die speziellen Fähigkeiten, Kenntnisse und Gewohnheiten meines Nachbarn sind an ihn gebunden und er ist an sie gebunden. Sein spezielles Verhältnis zu seinen Verwandten, Freunden und Bekannten, zu seinen Kollegen, Vorbildern und persönlichen Feinden ist seines, nicht meines. Spätestens wenn man diese Aspekte im Geflecht einer Biographie betrachtet, in der sie erfahren und erwartet, erinnert und vergessen werden oder unbewusst bleiben, sich überschneiden, konstellieren und gegenseitig färben, wird deutlich, dass jedes Individuum eine besondere Art von

1 Zum hier verwendeten Begriff des Individuums unten 4.1.2.

Unikat ist. Ein Unikat ist zwar auch jedes Blatt an einem Baum, aber ein Blatt setzt sich nicht mit sich selbst, seiner Situation und seiner Umwelt auseinander wie ein Mensch, jedenfalls bei weitem nicht mit solcher Breite, Finesse und Betriebsamkeit, und auch nicht in so flexibler und veränderlicher Weise. Ein Blatt ist vielleicht ein Individuum, aber es hat keine Perspektive im menschlichen Verständnis. Das erinnert an Gottfried Wilhelm Leibniz' Aussage, die individuellen „points de vue“ erzeugten verschiedene „perspectives“, die geradezu wie eine Vielzahl eigentümlicher Universen („différents univers“) erschienen (Leibniz 1998: § 57).² Für jede dieser „Welten“ gilt dann: „My world is but one in a million [...]“ (James 1950: 288).

Zweitens verbringen wir einen großen Teil unserer Zeit, indem wir mit anderen Menschen in konkreten Situationen interagieren. Wir treten in einen fremden Gesichtskreis und orientieren unser Verhalten an anderen, die wir kennen; wir verständigen, belügen und manipulieren uns, gehen mit strategischen Absichten oder in gedankenloser Routine miteinander um. Wir beleidigen oder amüsieren uns, arbeiten zusammen oder gegeneinander, handeln mühsam etwas aus oder verstehen uns auf Antrieb. Dabei sprechen, schreiben oder gestikulieren wir, zeigen, zeichnen und mimen; wir berühren Andere und legen mit Hand an, gehen zusammen spazieren, kämpfen, telefonieren und schneiden Grimassen. An einer Interaktion sind mindestens zwei beteiligt (Ungeheuer 1987) – schon darum geht Interaktion über eine individuelle Welt hinaus. Die Interaktanten vermögen aber nicht aus der Welt ihrer jeweils eigenen Perspektive (im soeben umschriebenen Sinn) hinauszutreten, sie können nicht aus ihrer Haut fahren, und sie können auch die Anderen nicht in ihre eigene Haut einlassen, selbst wenn sie es wollten. Interaktion ist daher nicht *mehr* als nur eine individuelle Perspektive, sondern *anders* (Luhmann 1995f). Interaktionsprozesse scheinen sich in einer eigenen Welt abzuspielen, in einer Öffentlichkeit zwischen mindestens zwei Individuen, die sich wechselseitig beobachten und interpretieren, darstellen und beeinflussen und aufeinander reagieren, die sich in einem überschaubaren Bezirk des „Wir“ (Schütz 2004d: 318) gegenseitig als „Du“ (Buber 1983) behandeln. Dieser gemeinsame Bezirk besteht hier und jetzt; er steht Eingriffen der Interaktanten relativ weit offen und wird in hohem Maß von ihnen bestimmt. Der interaktive Vorgang lässt sich nicht auf eine Summe oder Schnittmenge der individuellen Perspektiven reduzieren, geschweige denn aus einer der Perspektiven herleiten, er hat seine eigene Dynamik. Auch ist ein Brief oder ein Gesichtsausdruck kein Gefäß, in das man Gedanken, Gefühle oder andere Elemente der individuellen Welten eingießen könnte, um sie weiterzureichen. Vielmehr passiert beim Interagieren etwas mit den Beteiligten oder zwischen ihnen, das sie jeweils aus ihrer Perspektive wahrnehmen, an die sie

2 Zum Begriff der „Perspektive“ auch Kap. 3 und 4.1 unten.

ja gebunden bleiben: Selbst die innigste Umarmung kann jeder der Partner nur mit dem eigenen Körper spüren.

Drittens schließlich leben Menschen in einer gemeinsamen Welt. Von interaktiven Öffentlichkeiten unterscheidet eine gemeinsame Welt sich unter anderem dadurch, dass sie deutlich über konkrete Situationen hinaus Bestand hat. Sie ist in weit geringerem Maß als die Interaktion an einen bestimmten Ort, eine Gelegenheit und einen Personenkreis gebunden; sie wahrt ihre Einheit durch hohe zeitliche Stabilität und breite Geltung. Erst recht ist sie nicht an dieses oder jenes Individuum gebunden; vielmehr treten Individuen mit ihrer Geburt in eine bestehende gemeinsame Welt ein und verlassen sie mit ihrem Ableben wieder. Die Möglichkeiten, das Leben in einer gemeinsamen Welt mitzubestimmen, sind daher ungleich geringer als bei einem Interaktionsprozess. Während die Welt der individuellen Perspektive höchstens eine Bewohnerin hat und die Welt der Interaktion zwei oder mehr, leben in einer gemeinsamen Welt mindestens drei: Die Figur des ‚Dritten‘ steht einem interaktiven ‚Wir‘ gegenüber als ‚er‘ / ‚sie‘, ‚irgendwer‘ oder ‚jedermann‘. Ein Dritter kann eine Interaktion von außen sehen, er vertritt das Allgemeingültige, Legitime, Objektive, auf das man sich beruft, oder das Fremdartige, von dem zwei sich gemeinsam abgrenzen; er ist ein Unbekannter, den man an allgemeinen Standards misst oder ein Lehrer, der uns diese Standards erst beibringen muss. „Der Dritte“ scheint insofern für eine gemeinsame Welt wesentlich (Berger und Luckmann 1966: 58; Fischer 2000; Lindemann 2006). Eine solche Welt umfasst einerseits soziale „Institutionen“ in einem weiten Verständnis (vgl. Berger und Luckmann 1966: Kap. 2), wie etwa Gesetze und Körperschaften, Rollen und Berufe, Verfahren und Technologien, Feste und Kalender, Geschichten und Geschichte, eine gemeinsame Sprache oder Währung. Dabei sind die Grenzen zwischen Realität und Fiktion fließend, wie man an Mythen, Märchen, Religionen und Ritualen, literarischen Stoffen oder Figuren ersehen kann. Bauwerke und Topografien sowie deren allgemeine Bedeutung und Verwendung mag man ebenfalls zur gemeinsamen Welt rechnen. Aber auch die materielle, natürliche Welt, die Welt der Dinge, die uns im Weg stehen oder uns gefährden, die sich essen, bearbeiten und benutzen lassen, sowie die Welt der Physik, Biologie oder Medizin sind – immer noch intuitiv gesprochen – Teile der gemeinsamen Welt, in der Menschen leben. In Anbetracht dieser Vielfalt und insbesondere der kulturellen und historischen Relativität sollte man besser von ‚gemeinsamen Welten‘ im Plural sprechen.³ In den hier angedeuteten allgemeinen

3 Boltanski und Thévenot (2007) bezeichnen mit dem Ausdruck „gemeinsame Welten“ verschiedene Rechtfertigungsordnungen, die eher der Binnendifferenzierung einer ‚gemeinsamen Welt‘ im hier vorgeschlagenen Sinn entsprechen (zur Binnendifferenzierung gemeinsamer Welten 5.3.4 unten).

Zügen aber unterscheidet sich jede dieser gemeinsamen Welten von einer Welt der Interaktion oder einer individuellen Welt.

1.1.2 Das paradoxe Verhältnis der drei Bereiche

Merkwürdig an der Intuition vom Leben in den verschiedenen ‚Welten‘ ist eine innere Spannung. Einerseits muten die drei Bereiche nach ihrer Beschreibung im letzten Abschnitt an wie streng getrennte Ebenen oder in sich geschlossene Reiche, die keine Übergänge oder Übersetzungen vom einen in den anderen zulassen. Schon der Zugang von einem Individuum zum anderen scheint bestenfalls indirekt, bruchstückhaft und unsicher, auch in der Interaktion, deren Eigendynamik über die Beteiligten hinausgeht, ganz zu schweigen von der gemeinsamen Welt, die ‚jeder-mann‘ zugehört und dabei von allen konkreten Individuen abgelöst erscheint. Das würde es rechtfertigen, die drei Bereiche als ‚Welten‘ zu bezeichnen und sich ihren Zusammenhang vielleicht als eine „Architektonik von ‚Welten‘“ (Habermas 2001: 40) vorzustellen. Andererseits aber beziehen die drei Bereiche sich aufeinander und setzen einander voraus, ja sie schließen sich gegenseitig ein und gehen unmerklich ineinander über. Insofern möchte man eher sagen: Menschen leben zusammen mit anderen Menschen in *einer einzigen* Welt, in der sie eben zugleich Individuen sind, interagieren und sich in gemeinsam vorgegebenen Bahnen und Bezügen bewegen, und dies in einem ständigen Austausch zwischen den drei Dimensionen. Kann man die beiden Extreme dieser Spannung zusammendenken?

Die Unterscheidung nach der ‚Einwohnerzahl‘ führt zu einem ernüchternden Ergebnis, denn sie erlaubt keinerlei ‚Arithmetik‘. In einer individuellen Perspektive lebt höchstens ein Mensch, in der Interaktion leben zwei oder mehr und in einer gemeinsamen Welt mindestens drei. Wenn jeder Einzelne gleichzeitig in allen drei Bereichen lebt, müsste dann nicht eine Interaktion eben zwei individuelle Perspektiven umfassen und eine gemeinsame Welt mehr als zwei? Aber zwei Perspektiven nebeneinander ergeben noch lange keine Interaktion und drei keine gemeinsame Welt. Es ist nicht einmal klar, in welcher Weise eine gemeinsame Welt den Individuum ‚gemeinsam‘ sein soll. Es wird offenbar nicht addiert oder vereinigt; jeder nimmt die interaktiven Prozesse oder die gemeinsamen Strukturen, an denen er (oder sie) beteiligt ist, aus seiner eigenen Perspektive wahr, und jene Prozesse und Strukturen lassen sich nicht in eine Menge individueller Perspektiven zerlegen oder darauf reduzieren. Ohnehin scheint nur ein Bruchteil der Fülle und Unberechenbarkeit eines Individuums in Interaktionen und gemeinsame Welten eingehen zu können (vgl. Simmel 1908: Kap. 1). Zwar gelingt es verschiedenen Individuen, so etwas wie einen ‚gemeinsamen Nenner‘ zu finden, aber damit ist das Problem le-

diglich anders und noch rätselhafter umschrieben. Die drei Bereiche unterscheiden sich mit einem Wort qualitativ, nicht quantitativ.

Dennoch sind die drei Bereiche nicht nur miteinander verbunden, sondern jeder von ihnen verweist auf die anderen. Zur individuellen Perspektive gehört immer auch das Wissen, dass die eigene nur eine unter vielen ist, dass uns diese Perspektiven zugleich aber lediglich verschiedene Ansichten derselben sozialen Welt vorführen, die wir zu einem gewissen Grad interaktiv aushandeln können, die wir zu großen Teilen aber als Realität einer gemeinsamen Welt vorfinden und hinnehmen müssen. Zur Interaktion gehört, dass man mit den Eigenheiten und dem Standort der jeweils anderen Perspektiven ebenso rechnen muss wie mit den Vorgaben der gemeinsamen Welt, die auch die Interaktion mitbestimmt. Und Teil einer gemeinsamen Welt ist die jedermann zugängliche Wahrheit, dass diese Welt sich von verschiedenen individuellen Standpunkten betrachtet verschieden ausnimmt, ebenso wie von verschiedenen interaktiv erzeugten Standpunkten aus (z. B. in verschiedenen Einzelgesprächen).

Soll das Individuum als Bewohner aller drei Bereiche der Ort sein, an dem sich die drei miteinander verbinden, so kehrt deren problematische Spannung auf der individuellen Ebene in anderer Form zurück. Hat ein Individuum zusätzlich zu seiner individuellen Perspektive interaktive Persönlichkeiten (z. B. „Helfer beim Umzug des Freundes X“) sowie Identitäten im Rahmen der gemeinsamen Welt (z. B. „Mitglied des Bundestages“)? Würden diese Identitäten allein der individuellen Perspektive angehören, so könnten sie das Problem der Vermittlung nicht lösen. Aber ist ein Individuum dann „schizophren“ gespalten, anstatt eine einheitliche „Person“ zu sein (Schütz 2003b)? Oder spielt es im Umgang mit anderen nur ein oberflächliches „Theater“ von Rollen (Goffman 1959), die nichts mit ihm selbst zu tun haben?

Solche Spannungen im Individuum beginnen schon beim Körper. Der individuelle Körper ist Quelle eines beweglichen, sinnlichen Reichtums, den nur das Individuum selbst spüren kann, er ist einzigartig, trägt die Spuren der individuellen Geschichte und bestimmt ganz wörtlich in jedem Moment die Perspektive. Zugleich ist der wahrnehmende und bewegte Körper Grundlage aller Interaktion (und sei es nur, dass man eine E-Mail mit den Fingern tippt oder mit den Augen liest), die ihn teilweise einschließt und über ihn hinausgeht und in der er eingeübte Rollen erfüllt. Drittens verortet der Körper das Individuum in einer materiellen Welt, in der er selbst ein Ding unter anderen ist, das von Naturwissenschaften und Medizin vermessen und behandelt wird, sowie in einer gesellschaftlichen Welt, in der ein Körper öffentliches Interesse und Ärgernis erregt und der systematischen Formung unterliegt (Mauss 1975; Bourdieu 1974; Gebauer und Wulf 1998; Knoblauch 2005b; Gebauer 2006).

Das Individuum trägt also in gewisser Weise die Spannung zwischen den drei Bereichen in sich. Nach außen hingegen ist das Individuum, das in seiner Umwelt aus eigenem Impuls handelt und sie bestimmt, zugleich aber von dieser Umwelt selber bestimmt wird, ein Element der Spannung, in der die drei Bereiche in ihrem Charakter und ihrem Bestand voneinander abhängen. Denn in der einen Richtung ist offenkundig, dass die individuelle Perspektive viel damit zu tun hat, wie und mit wem man interagiert und in was für einer Zeit, Kultur und Schicht man lebt. Verschiedene soziale Welten fördern oder unterdrücken verschiedene Arten von Individuen und „subjektivieren“ so bis in den Körper hinein (Foucault 1976), sie bestimmen sogar, wer oder was überhaupt als Individuum gilt (Luckmann 1980). Aber wie findet das Individuum in die soziale Welt hinein, die es mit seiner Geburt oder als Migrant betritt? Alles, was es in der noch fremden Welt beobachtet und tut, alles, was man ihm vorzumachen und beizubringen sucht, erscheint ihm aus seiner eigenen Perspektive, die es, vielleicht in einer Art freihändiger „Selbstsozialisation“ (Luhmann 1998: 41), mit den anderen in Einklang bringen müsste. Oder erzeugt die soziale Welt erst die individuellen Perspektiven? Dann fragt sich, inwiefern sie überhaupt noch individuell sind.

In der Gegenrichtung ist die soziale Welt auf die Individuen und ihre Koordination angewiesen. Wohl finden die einzelnen Interaktionen mit anderen, in denen jedes Individuum in eine Gruppe hineinwächst, laufenden Halt am stabilen Rahmen der gemeinsamen Welt. Nur ist umgekehrt eine gemeinsame Welt in ihrem Bestehen maßgeblich von interaktivem und individuellem Verhalten abhängig, das ihr entspricht. Selbstverständliche Routinen müssen von jemandem ausgeführt werden, sonst gibt es sie nicht, und sie müssen den Individuen sogar in Fleisch und Blut übergehen, sonst sind sie keine Routinen. Öffentlich niedergeschriebene Regeln und Satzungen haben nur Geltung, wenn sie konkret angewandt werden, zum Beispiel in Verwaltungsakten oder Gerichtsverhandlungen, und somit auch dadurch, dass Individuen mit je eigenen Perspektiven innerhalb der Rollenvorgaben miteinander und gegeneinander interagieren (Luhmann 1983; Ortmann 2003). Institutionen mit ihrem „körperlosen“ Anschein werden unumgänglich von körperlichen Individuen realisiert (Boltanski 2010).

Diese Spannung zwischen den drei Bereichen oder ‚Welten‘ kann man prägnant als Problem ihrer Koordination formulieren: Trotz ihrer qualitativen Verschiedenheit sind alle drei dem Prinzip nach miteinander verbunden, hängen sogar voneinander ab, und auch in konkreten Situationen erweisen sie sich als miteinander verzahnt, sei es, dass zwei Individuen eine Diskussion über einen Gegenstand führen und sich dabei verstehen können oder dass eine bestimmte Gesellschaft mehrere Klassen mit recht einheitlichen Stilen und Geschmäckern hervorbringt (Bourdieu 1987). ‚Koordination‘ läuft dabei nicht unbedingt auf Kooperation oder

Harmonie hinaus, sondern sie schließt Streit und Kämpfe, Macht, Manipulation und Missachtung mit ein.

Könnte man nicht versuchen, solche Koordination durch eine Art Prästabilisierung zu erklären, indem man auf feste Strukturen oder Rhythmen verweist, denen alle Elemente gleichermaßen gehorchen? Ein solcher Versuch müsste in jedem Fall den Wandel und die Reflexivität gemeinsamer Welten berücksichtigen. Denn Gesellschaftsstrukturen, Institutionen und Rollen, Sitten und Selbstverständlichkeiten *verändern* sich in Zeiträumen von der Epoche bis zur Tagesmode, sie fächern sich innerhalb einer Gruppe räumlich oder sozial aus und unterliegen auch in ihrer Verbreitung und ihrer individuellen Akzeptanz dem Wandel. Man müsste genauer klären, in welchem Sinn Elemente einer gemeinsamen Welt eigentlich ‚gemeinsam‘ sind. Verweist man hingegen auf natürliche Elemente einer gemeinsamen Welt, die dem sozialen Wandel weitgehend entzogen sein sollen, etwa auf evolutionär erworbene Anlagen, die alle individuellen Körper und Gehirne von Anfang an teilen (Fodor 1998; Tomasello 2008), so muss man mitbedenken, dass naturwissenschaftliche Theorien und Befunde ebenfalls in einer sozialen Welt produziert werden, sich in ihr mit der Zeit verändern und sich je nach den Disziplinen und Schulen systematisch unterscheiden (Knorr-Cetina 2002). Sie beruhen nicht auf einem Blick ‚from nowhere‘, sondern sind selber Teil dessen, was analysiert werden muss. Gleiches gilt für Bemühungen um eine philosophische Letztbegründung; auch sie sind Selbstreflexionen, die aus ihrer sozialen Welt und ihrer Zeit nicht herauspringen. Wenn man die Dynamik gemeinsamer Welten berücksichtigt, die auch noch ihre Selbstreflexion einschließt, scheint das Projekt, eine statische Grundlage zu finden, zum mindesten gewagt.

1.1.3 Soziale Zusammenhänge: die Problemstellung

Die Intuition, dass wir in drei ‚Welten‘ zugleich leben, ist aufgrund ihrer inneren Spannung paradox. Einerseits erscheinen die drei Bereiche tatsächlich wie verschiedene Welten, andererseits bedingen und durchdringen sie einander so sehr, dass sie wie Aspekte ein- und derselben Welt wirken. Das Ausgangsproblem der vorliegenden Arbeit liegt zunächst in dieser Paradoxie, die begrifflich umgeformt und argumentativ entfaltet werden muss, damit wir sinnvolle Aussagen über auch nur einen der drei Bereiche treffen können.

Dazu möchte ich zunächst die Rede von den ‚Welten‘, die jene beiden Pole der Spannung unverträglich macht, durch die These ersetzen, dass individuelle Perspektiven, Interaktionen und gemeinsame Welten (die aufgrund ihres umspannenden Anspruchs hier den Titel der ‚Welt‘ behalten sollen), notwendig ein Gefüge

bilden, dessen drei *Dimensionen* sie sind. Die Metapher der ‚Dimension‘ fasst die grundsätzliche Trennung und Geschlossenheit der drei Bereiche und zugleich ihre notwendige Koordination und Verbindung in einem einheitlichen Zusammenhang. Um diesem Zusammenhang einen Namen zu geben, können wir uns immerhin auf ein durchgehendes Merkmal stützen: Es geht um Menschen, und zwar um mehrere. Gäbe es nur *eine* individuelle Perspektive, wären Interaktionen und gemeinsame Welten nicht denkbar. Und es geht um mehrere Menschen, die sich miteinander auseinandersetzen und aufeinander beziehen. Sonst wäre jedenfalls Interaktion nicht denkbar. Es geht mithin um einen *sozialen* Zusammenhang, der sich in einer individuellen Dimension, einer interaktiven Dimension und der Dimension gemeinsamer Welten darstellt, oder, in einer anderen Fassung, um „Subjekte, Interaktionen und Institutionen als die zentralen Momente des Sozialen“ (Knoblauch 2010: 125).

Gefordert ist also eine theoretische Konzeption *sozialer Zusammenhänge*, die aufgrund ihres umfassenden Gegenstandes hinreichend abstrakt sein muss. Ihre Aufgabe besteht darin, die drei Dimensionen eines sozialen Zusammenhangs systematisch zu unterscheiden und in Bezug zueinander zu setzen. Dabei müsste es gelingen, einerseits die qualitativen Differenzen und Spannungen zwischen den Dimensionen zu erfassen, andererseits aber zu zeigen, wie und warum alle drei in jenem engen Zusammenhang stehen, in dem sie aufeinander verweisen und sich gegenseitig voraussetzen. Es muss sowohl ihre grundsätzliche Trennung herausgearbeitet werden als auch ihre ebenso grundsätzliche Koordination miteinander, sei sie harmonisch oder konflikthaft. Die Problemstellung verlangt von einer theoretischen Analyse sozialer Zusammenhänge insbesondere, dass sie den jeweils charakteristischen Zügen der einzelnen Dimensionen gerecht wird, die sich bereits in dieser Skizze angedeutet haben:

Für die *individuelle* Dimension sollte insbesondere die Intuition einer wechselhaften Fülle von Aspekten und Möglichkeiten nicht von vornherein ausgeblendet werden, die jedes Individuum einzigartig macht. Die Analyse sollte dabei so allgemein angelegt sein, dass das Individuum auch in seiner – vielschichtigen und für die Frage nach seiner Stellung im sozialen Zusammenhang zentralen – Körperlichkeit in den Blick kommt, aber auch in den praktischen, sinnlichen, kognitiven oder emotionalen Aspekten, die einen Teil der individuellen Fülle ausmachen. Zugleich muss die Analyse zeigen, wie solche Individuen sich in Interaktionen und gemeinsamen Welten koordinieren können und in welchem Sinn sie Teil eines sozialen Zusammenhangs sind oder dazu werden können.

In der *interaktiven* Dimension ist die Möglichkeit einer Koordination zwischen einzigartigen Individuen zu beleuchten, die sich in konkreten Situationen miteinander kooperativ, strategisch oder auch manipulativ auseinandersetzen. Obwohl Interaktionsprozesse sich flexibel dem jeweiligen Hier und Jetzt anschmiegen, laufen

sie vielfach ohne Nachdenken ab, wie selbstverständlich; zugleich sind sie eingebettet in vorgegebene gemeinsame Welten, die sich einer lokalen Neubestimmung weitgehend entziehen und vielmehr umgekehrt das Interagieren mitbestimmen.

Die Dimension *gemeinsamer Welten* schließlich geht über einzelne Individuen und Situationen hinaus. Angesichts des Wandels und der möglichen Uneinheitlichkeit gemeinsamer Welten ist zu fragen, in welchem Sinn sie ‚gemeinsam‘ sind bzw. ‚Welten‘ bilden, denen auch Individuen und Interaktionen zugehören. Es ist außerdem zu berücksichtigen, dass Wissenschaften an der reflexiven Rekonstruktion gemeinsamer Welten mitarbeiten, ohne dabei ihren eigenen sozialen Zusammenhang verlassen zu können; natürliche und materielle Aspekte einer gemeinsamer Welten sind daher nur auf den ersten Blick sozialen Prozessen entzogen. Die Analyse muss auch noch sich selbst verorten können.

Die Problemstellung betrifft zentrale Fragen der Sozialphilosophie und verbindet sie mit der Problematik des einzigartigen Individuums in seiner wechselhaften Fülle – also einem traditionellen Thema der Philosophie, wie es etwa bei Leibniz, Henri Bergson, William James oder Edmund Husserl behandelt wird. Zugleich überschneidet sie sich offenkundig mit dem Arbeitsgebiet der Sozialwissenschaften, deren Interesse am Individuum zwar vornehmlich auf solche Aspekte ausgeht, die in sozialem Maßstab als Muster wiederkehren und sich so methodisch kontrollieren lassen, die jedoch in der theoretischen Konzeption der drei Dimensionen eines sozialen Zusammenhangs über eine besondere Kompetenz verfügen und ihrer empirischen Untersuchung drei Bündel jeweils eigener Methoden anbieten (Knoblauch 2010: 124f.). Der Versuch einer philosophischen Letztbegründung, geschweige denn einer Begründung aus dem Individuum heraus, müsste schon wegen der nötigen Selbstverortung der Analyse im sozialen Zusammenhang scheitern. Die vorliegende Arbeit geht zwar philosophisch vor; sie ist insofern nicht empirisch, sondern theoretisch. Aber sie zielt auf einen Gegenstand, der Sozialwissenschaften und Philosophie notwendig verbindet, wie sich erst im Anschluss an den Analysegang genauer wird klären lassen (dazu Kap. 7 unten).

Sinn und Relevanz

Individuum, Interaktion und gemeinsame Welt als

Dimensionen eines sozialen Zusammenhangs

Straßheim, J.

2015, X, 366 S., Softcover

ISBN: 978-3-658-06568-3